

Predigt zur Westfälischen Missionskonferenz in St. Reinoldi, Dortmund, am 15.03.2020

Liebe Gemeinde,

sieben Personen sieht man auf dem Bild, das Sie in Händen halten, die achte, das Baby, ist verborgen im Kinderwagen. Eine Szene wie sie hier mitten in der Stadt typisch ist. Hochhäuser, Geschäfte und Banken, die Spitze eines Kirchturms, Menschen, die beziehungslos aneinander vorbeieilen. Ein Bettler inmitten des Geschehens.

Jede und jeder folgt seinem oder ihrem inneren Plan. Alle haben ihre eigene Ordnung im Kopf, wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, haben Regeln gelernt, denen sie folgen, fügen sich ein in Abläufe, die zu befolgen Sinn macht. Der Junge kommt aus der Schule, stelle ich mir vor, die junge Frau auf dem Skateboard fährt zum Treffpunkt mit ihren Freundinnen, der junge Mann links im Bild telefoniert mit seiner Liebsten, die ältere Dame trägt stolz ihre Einkäufe nach Hause und freut sich schon, sie ihrer Tochter zu zeigen, die Mutter mit dem Kinderwagen kommt vom Arzt und freut sich, dass alles in Ordnung ist mit ihrem Baby, die Frau mit dem Kopftuch ist mit jemandem verabredet, und der alte Mann, der an der Litfasssäule lehnt, wartet bis die Geschäfte schließen. Dann wird er aufstehen, sein Kleingeld zählen, etwas zu essen und zu trinken kaufen und seinen Schlafplatz aufsuchen. Morgen wird er wieder hier sitzen – oder auch nicht. Je nach dem Ertrag des heutigen Tages.

Eine städtische Szene, wie sie überall auf der Welt beobachtet werden könnte. Allein das Plakat, der Schriftzug „Diakonie“ und das Schild „Vielen Dank“ lassen Rückschlüsse auf die Verortung der Straßenszene zu. Ein friedliches Bild. Es spiegelt eine tolerante Gesellschaft, es erzählt vom Zusammenleben unterschiedlichster Menschen, wo jede und jeder ihren, seinen Platz hat. Für uns ist das Normalität.

Wir leben in einer Demokratie. Wir leiden keinen Mangel. Bei uns funktioniert alles: das Gesundheitswesen, das Bildungssystem, die Wirtschaft. Es gibt Armut, ja. Aber keine übermäßige. Wir haben Religionsfreiheit und Pressefreiheit. Wir können auf die Straße gehen, um zu demonstrieren. Wir können uns an Theater, Konzerten, Kultur- und Sportveranstaltungen erfreuen, das Leben genießen. Wenn wir Sorgen haben, gibt es meistens jemanden, mit dem wir sie besprechen können.

Das betrifft alle Menschen auf diesem Bild. Aber vielleicht kommen sie aus Situationen, wo ihnen das nicht vergönnt war. Und vielleicht ist das in Zukunft auch nicht mehr allen vergönnt. Was die Älteren schon erlebt haben und was auf die Kinder zukommt, wissen wir nicht. Die Welt verändert sich rasant, und wenn man intensiver darüber nachdenkt, kann einem das schon Sorgen machen.

Momentan ist es der Stillstand des sozialen Lebens aufgrund des Corona-Virus, der uns innehalten, nachdenklich werden, vielleicht auch erschrecken lässt. Wie sieht die Zukunft aus? Was wird aus dem Miteinander? Ist unser freiheitliches Leben gefährdet? Brechen Gräben auf, werden Mauern errichtet, wird es Verteilungskämpfe geben? Anzeichen dafür gibt es schon zur Genüge – nicht erst seit Corona. Aber es ist schon verstörend, wenn man im Supermarkt leere Regale sieht. Das sind wir nicht gewohnt.

Wenn Menschen Angst haben, schotten sie sich voneinander ab, errichten sie Mauern, suchen sie Sündenbölke. Aber das muss nicht sein. Wir können uns auch anders entscheiden. Wir haben die Möglichkeit, uns für Solidarität und Mitmenschlichkeit zu entscheiden. Vernünftig zu reagieren, unsere persönlichen Interessen hinten an zu stellen und zu überlegen, was für die Allgemeinheit sinnvoll und nützlich ist.

Jetzt erweist sich, ob unser Glaube tragfähig ist, ob er hilft, von uns selbst abzusehen und uns in ein größeres Ganzes einzufügen. Solidarität mit den Schwachen. Schnell gesagt, aber schaffen wir das alle zusammen? Wirken wir als Menschen, die einer Glaubensgemeinschaft angehören, wirken die Kirchen in unserem Land mit den Moscheen und Synagogen gemeinsam als Sauerzeug der Solidarität, der Nächstenliebe, der Zuversicht? – Das ist die spannende Frage. Jetzt kommt es darauf an, die Egoismen hinter sich zu lassen und Gemeinsinn zu beweisen.

Wir wollten gestern in Hörde eine Studientagung zum Thema „Zusammenleben im Stadtteil“ durchführen. Der Hauptvortrag trug den Titel „Religionsgemeinschaften im Sozialraum: Brückenbauer oder Parallelgesellschaften?“ Am Nachmittag wollten wir über den Clarenberg zur Sultan-Ahmet-Moschee gehen, um mit Vertreter*innen der türkisch-islamischen Gemeinde ins Gespräch zu kommen. Leider konnten wir die Tagung nicht durchführen.

Dabei ist Brücken bauen so wichtig. Brückenbauer haben hart zu kämpfen. Immer wieder gibt es Rückschläge. Der Auftrag Brücken zu bauen, Gräben zu überwinden, auf andere zuzugehen, ist ganz eng mit unserem Glauben verbunden. Wenn die ersten Zeugen sich nicht permanent getraut hätten, Grenzen zu überschreiten, wäre das Evangelium nicht zu uns gekommen, wäre das Christentum eine kleine unbedeutende jüdische Sekte in einer fernen römischen Provinz geblieben.

Erst durch die Reisen der Apostel, oft unter sehr beschwerlichen Bedingungen, wurde die Botschaft von der Liebe Gottes, die stärker ist als alle Mächte und Gewalten, ja, stärker als der Tod, im Mittelmeerraum bekannt und kam dann nach und nach auch in unsere Gegend.

Die Briefe des Paulus erzählen bewegend von den intensiven Erfahrungen, die Paulus dabei machte: sie erzählen von seinen inneren Kämpfen, von seinen Zweifeln und existentiellen Nöten. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“, haben wir gerade gehört. „Denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, die Juden zuerst, dann die Griechen.“

Da klingt an, wie sehr Paulus darum ringen musste, die Erzählung von Jesus von Nazareth über den jüdischen Kulturkreis hinaus zu Menschen zu bringen, die ganz anders geprägt waren, die ganz anders glaubten. Und was das für ihn bedeutete, mit Griechen, mit Römern und mit Angehörigen anderer Volksgruppen ins Gespräch zu kommen, auch mit Frauen – das war für Juden ganz ungewohnt. Selbstbewusste Frauen, die eine Rolle spielten in der Gesellschaft. Und Sklaven, nicht nur Herren. Ganz unterschiedliche Lebensentwürfe und gesellschaftliche Konstellationen.

In der Apostelgeschichte sind uns ähnliche Erzählungen überliefert. Z.B. die von Petrus und Kornelius, Apg. 10. Petrus ist Jude, eingebunden in eine Religion, die ein starkes Regelwerk hat, das über Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit entscheidet. Kornelius ist römischer Hauptmann, ein Mann des Militärs. Er ist von der Herkunft her kein Jude, aber er ist dennoch fromm und gottesfürchtig und hat einen guten Ruf unter den Juden.

Die Geschichte erläutert uns, was Gottes Mission ist. Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Und die Wahrheit ist, dass Gott jeden Menschen ansieht und ihm auf hilft, unabhängig von seiner oder ihrer Zugehörigkeit, Identität, Herkunft, Hautfarbe, Sprache. – So einfach ist Solidarität. In jedem Menschen den Menschen sehen, der von Gott geliebt ist!

Die Geschichte erzählt, wie Gott wirkt, wie Gott Mission versteht. Gott schickt nämlich – und das ist überraschend – nicht den Petrus zum Kornelius, sondern umgekehrt. Gott schickt einen Engel zum Kornelius, zu diesem römischen Hauptmann, und sagt ihm, er solle den Petrus in sein Haus holen lassen. Und Kornelius gibt den Auftrag weiter an zwei Boten und einen Soldaten. Er erklärt ihnen die heikle Mission sehr ausführlich, und sie gehen los, um ihren Auftrag gewissenhaft auszuführen.

Derweil steigt Petrus früh morgens vor dem Frühstück auf das Dach des Hauses, in dem er zu Besuch ist, und hat dort eine Vision. Es wird ein Tuch vor ihm herabgelassen, das alles enthält, was nach den jüdischen Speiseregeln verboten ist, also viel ekelhaftes Zeug. Und eine Stimme sagt zu ihm: „Iss!“ – Schwer auszuhalten auf nüchternen Magen. Das muss ihm ziemlich gegen den Strich gegangen sein. Als er gerade noch über die Bedeutung dieser Vision nachdenkt, klopfen der römische Soldat und die beiden Boten an die Tür und wollen ihn zum Haus des römischen Hauptmanns holen.

Die Brückenbauer sind also aus der Perspektive des Petrus die Fremden, die, mit denen er nach seinen gewohnten Umgangsregeln, nicht verkehrte, die Römer, die Heiden, die Ungläubigen. Niemals hätte ein frommer Jude seinen Fuß in das Haus eines Römers gesetzt. Das war fast so schlimm wie das Essen von ekelhaftem Getier, wie das Vertilgen von Schweinefleisch oder Krabben oder Ähnlichem. Aber Petrus ist lernfähig. Er lädt die Römer in sein Haus ein, dann geht er mit ihnen die zwei Tagesmärsche bis Cäsarea.

Kornelius wartet dort auf ihn, und als er ankommt, wirft er sich ihm zu Füßen, so wie die Jünger vor dem auferstandenen Jesus niederfallen. Aber Petrus richtet ihn auf und sagt „ich bin auch nur ein Mensch.“ – Ein Mensch, der sich bekehren lässt von einem Nichtjuden. Ein gesetzestreuer Jude, der sich den Blick weiten lässt und auch Menschen außerhalb seines Horizonts wahrnimmt und sich von ihnen in Bewegung setzen lässt.

Petrus geht mit Kornelius und seinen Leuten ins Haus und erklärt, wie unüblich das ist, was er tut. Jüdische Menschen dürfen eigentlich nicht in fremde Häuser. Aber er tut es, weil Gott es ihm gesagt hat. Das benennt er. Dazu bekennt und bekehrt er sich, indem er den Fremden anfasst und sein Haus betritt. Dazu muss er über seinen Schatten springen, alles, was er bisher für richtig erachtet hat, hinter sich lassen, dem Impuls des Augenblicks folgen. Das ist ein Drahtseilakt ohne Netz und doppelten Boden. Er fußt allein darauf, dass Petrus glaubt, diesem Fremden, diesem Kornelius vertrauen zu können.

Und Kornelius enttäuscht sein Vertrauen nicht. Er erzählt von seiner Vision, von Gottes Engeln, die ihm geboten haben, Petrus holen zu lassen. So bereitet er den Boden für seine Gäste und sein ganzes Haus. Jetzt kann Petrus predigen und von Jesus Christus erzählen.

So wird Mission möglich. Auf Einladung reagieren, auf Interesse stoßen, erzählen von dem, was mir selbst wichtig ist, in Austausch treten. Mit Respekt, würdevoll, gastfreundlich.

Es geht in dieser Geschichte nicht in erster Linie um die Ausbreitung des Evangeliums von Jesus Christus, nicht um die Verkündigung von allgemeingültigen Wahrheiten, sondern um ein Nacherzählen des Bekehrungsweges des Petrus. Am Ende steht die Erkenntnis des Petrus: „Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“

Gott sieht die Menschen, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit, ihrer Herkunft, ihrer Nation, ihren Befehlsketten, ihren Regeln und Einbindungen. Theoretisch wissen wir das heute. Tausendmal haben wir das schon gehört. Zu unserem Horizont gehört diese globale Perspektive. Menschenrechte, Menschenwürde für alle. Weil Gott nicht die Person ansieht. Ja, klar. Das stimmt. Aber haben Sie das auch schon einmal am eigenen Leib *erfahren*? Was heißt das konkret jetzt und hier und heute?

Ich bin erst seit fünf Jahren hauptamtlich im Bereich von Mission und Ökumene tätig. Und je länger ich dabei bin, desto mehr lerne ich über meine eigenen engen Grenzen. „Wer Gott fürchtet und recht tut, der ist Gott angenehm.“ Das fordert mich heraus. Es ist nicht so einfach wie es klingt. Aber es ist für mich immer wieder Anstoß, nicht müde zu werden, sich mit den eigenen Grenzen im Kopf auseinander zu setzen, Brücken zu bauen, Verständigung zu suchen.

In Schwerte hatte der Stadtkirchenpfarrer eine Muslima zu einer Kanzelrede eingeladen. Die hat auch stattgefunden, am Reformationstag. Das hat große Diskussionen ausgelöst. Manches, was da geäußert wurde, konnte ich gut nachvollziehen. Der Kollege hat sich in einem Shitstorm wiedergefunden, den wir alle nicht für möglich gehalten hätten. Wie viel Hass da über ihn ausgeschüttet worden ist! Er hat das tapfer ertragen. Und auch ein bisschen trotzig.

Später ist eine Abordnung der muslimischen Gemeinschaft zu ihm gekommen, der die junge Frau angehört, die er eingeladen hatte. Sie haben sich ausdrücklich bei ihm für seine Zivilcourage bedankt. Auf Nachfragen hin haben sie erzählt, dass sie oft Beschimpfungen und Schmähungen ausgesetzt sind, dass Schweineköpfe vor ihren Moscheen abgelegt werden u.v.m. Sie hängen das nicht an die große Glocke, sie ertragen es einfach. Was das mit den Mitgliedern ihrer Gemeinden macht, können wir nur ahnen. Muslimische Mitbürgerinnen und Mitbürger fühlen sich nicht zu Hause in dem Land, in dem sie geboren sind, in dem sie arbeiten, wo sie Gesellschaft mitgestalten. Aufgrund ihres Glaubens werden sie ausgesperrt, kritisch beäugt, diskriminiert.

„Gott sieht die Person nicht an; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“

Zum Glück entdecken wir in unseren Gemeinden schon die Vielfalt, kooperieren schon mit Andersgläubigen, gestalten die soziale Arbeit im Stadtteil zusammen mit anderen Wohlfahrtsverbänden und Religionsgemeinschaften zum Wohle der Menschen, die dort zusammenleben.

Das ist nicht nur ein Gebot der Nächstenliebe. Es entspricht der Dynamik des Evangeliums, die ihre Wirkung entfaltet über Grenzen und Zäune hinweg. Die Wahrheit Gottes trennt nicht, sondern verbindet. Sie schafft Solidarität. Sie muss nicht gelehrt, gepredigt, verstanden und geglaubt werden, sondern sie will gelebt werden.

Kornelius und Petrus lassen sich ein, springen über Schatten, klettern vom Dach, werfen sich auf den Boden, gehen aufeinander zu. Respektvoll und Gottes Engel fest im Nacken. Reden von Hoffnung, bauen Brücken, werben um Verständnis, jeder aus seiner Wahrheit.

Lassen wir es zu, dass Gottes Engel zu uns spricht, tun wir das Naheliegende und interessieren wir uns für die Menschen, die in unserem Stadtteil mit uns leben. Fragen wir sie nach ihrem Glauben und ihrer Sehnsucht. So entdecken wir vor allem Gemeinsamkeiten. Das Grundbedürfnis nach Liebe, nach Frieden und Geborgenheit.

Sich für andere interessieren und das Gemeinsame entdecken, das ist auch eine gute Strategie, um in Zeiten des Corona-Virus, das Augenmaß für angemessenes Verhalten und Solidarität mit den Schwachen nicht zu verlieren.

Amen